

Nr. 89 Bromberg, den 19. April 1933.

# Der wunderliche Berg Höchst

## und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.



(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Erbe von Heiletsboden ist soeben wieder von einem der vielen Müh- und Sorgengänge heimgekommen, von denen er die Trostbotschaft der Erringung einer neuen Heimat mitzubringen hoffte. Diesmal hat er ein Anwesen drüben am Frauenberg in Augenschein genommen. Aber schon die Art, wie er jetzt in die Stube tritt und sich ohne ein Wort auf den ersten besten Stuhl hinsetzt, sagt der Frau, daß der Gang wiederum nicht der Mühe wert gewesen war. Sie muß sogar mit Schrecken feststellen, daß der Mann etwas angetrunken ist.

Nachdem Eva ihn eine Weile hat gewähren lassen, fragt sie kleinmütig: „Hast du wieder kein Glück gehabt? . . ."

Er verneint mit einem unwilligen Kopfschütteln. „Mich wunderts bloß, daß du noch fragen kannst! Wenn ich so heimkomme. Nicht tot möchte ich in der Lotterbude da drüben sein. Kein ebener Schuh Boden. Ein elender Tröpfelbrunnen neben der Hütte. Ja, die Hütte müßtest du sehen. Meine Kinder würden nicht mehr Vater zu mir sagen, und sie hätten recht. Ich verdiene es schon jetzt nicht mehr." Er richtet sich auf und wird härter. „Bevor ich auf so ein ausgeholztes und abgelaustes Gütlein aufziehe, will ich lieber auf dem Belchenruck eine Einsiedelei auftun, oder beim Maurer Kern in Schönau Pflaster tragen! In der flauen Zeit könnte ich dann mit meinem Freund Urech Leu in seiner Lammbeize jassen, wenigstens am Vormittag, solange er zur Not noch aufeinander ist."

Frau Eva wird redlich ungehalten. „Mann — du redest da böses Zeug zusammen. Es ist besser, du gehest jetzt schlafen, am Morgen hast du wieder andere Gedanken."

Er bleibt verstockt. „Ich sage nur das und bleibe dabei: wer ein Heim, wie die Quell eines ist, weggeben kann, dem sollte man den Grind abhauen."

„Du vergissest, was wir für Angst ausgestanden haben im Winter," spricht sie ihm begütigend zu. „Und wer könnte denn sagen, daß es mit uns so schlecht bestellt sei? Ich will dir dann am Morgen etwas zu wissen tun, eine Sache, über die man eineweg reden kann." Im Ton ihrer Stimme liegt ein tröstliches Vertrauen. „Man darf in unguten Stunden nicht gleich den Glauben verlieren, wie wenn nun aller Tage Abend wäre."

„Ich will aber nicht bis am Morgen warten," fährt er unfreundlich auf. „Und wenn du meinst, du könnest mich mit einem wohlfeilen Gesätzlein in den Senkel stellen, so bist du auf dem Holzweg. Überhaupt — bei mir steht jetzt alles auf der Waag. Es kann noch eine dumme Wendung nehmen. Ich muß schon jetzt manchmal studieren, ob ich noch der Hannes Fryner vom Heiletsboden sei oder nicht. So blöd wie heute ist mir die Welt noch nie vorgekommen. Wenn ich vom Berg herunter muß, dann — ja dann ist es aber aller Tage abend."

Sie hat sich neben ihn hingesetzt und seine Hand ergriffen. „Sei nicht so, Hannes! So ein Tun steht dir nicht an."

Nach einem kurzen Kampfe gesteht er kleinlaut in den Tisch hinein: „Ja, du hast recht. Ich muß mich vor dir schämen. Aber ich komme jetzt schon zum fünftenmal ohne einen Trost von der Suche heim. Ich finde nicht mehr den Mut, zum sechsten Male auszurücken."

Sie ist ans Fenster getreten und blickt nachdenklich hinaus. „Haben wir nicht Zeit?" Sie spricht wie zu sich selber, oder in den goldenen Abend hinein. „Du hast doch auch warten können — damals — bis ich den Glauben gefunden hatte."

„Wenn es dich nur nie reut!" kommt es bitter vom Tische her.

Sie wendet sich um und sieht ihn durchdringend an. Er muß die Augen vor ihrem Blicke niederschlagen. „So bist du noch nie zu mir gewesen — reut es am Ende dich? . . ."

„Ich habe dir schon gesagt, daß du mir mit derlei dummen Reden nicht mehr kommen sollest!" Er hat die Worte ganz leichtfertig, ja grob hingeworfen. Da geht Eva schweigend an ihm vorbei in die Kammer hinüber.

Die Schwere des Augenblickes, die Not der treuen Gefährtin beelendet ihn; das Gesicht an die auf der Tischplatte zusammengelegten Hände gepreßt, sitzt er eine Weile regungslos. Dann erhebt er sich und macht die Tür sachte auf. Eva sitzt auf dem Bettrande, ein Gesangbüchlein in der Hand, das sie jetzt vor ihm verbirgt. Er weiß, es ist in dem Buch eine gepreßte Schlüsselblume aus dem Strauß, den sie damals an dem Taufetag beim Steigbrunnen gepflückt. Mit dieser Blume hat sie sich ihm auf einem Kirchgange zu erkennen gegeben. Das kleine Zeichen ihrer verschwiegenen Hinneigung ist eigentlich ihr Jawort gewesen.

Hannes Fryner steht wie gebannt. Es ist ihm, als sei eine unsichtbare Mauer zwischen ihr und ihm aufgerichtet. Und doch wird ihm jetzt die Gnade zuteil, ein leises, warmes Wort zu finden: „Eva! — hab keine Angst, es wird schon wieder recht mit mir. Aber die Buß' ist halt so hart, die Buß'! . . ."

Nach einigem Zögern sagt die Frau halblaut, ohne nach ihm aufzusehen: „Vielleicht wäre jetzt die Strubegg zu kaufen. Der David Leu sei heute im Goldstollen verunglückt."

### Aus dem Büchlein der Reue.

Urech Leu sitzt in seiner Gaststube zum Lamm und langweilt sich. Er hat ein halbvolles Glas mit Kaffee vor sich stehen, an dem er hin und wieder mit Unfreude nippt. Die Frau ist am Geschirrschrank mit Gläserausreiben beschäftigt. Manchmal hält sie auf Augenblicke unbewußt inne und sieht durchs Seitenfenster auf ein kleines, von einem Kastanienbaum überdachtes Hofplätzchen hinaus, wo einige Kinder Ringelreihen spielen. In ihren müden Augen scheint auf Sekunden ein längst erloschenes Lichtlein aufzublinken.

So wie die Frau nach Beendigung der Arbeit nach der Küche geht, langt der Wirt behende nach der Kirschflasche

auf den Schanktischrand und gießt einen ausgiebigen Schluck in die braune Kaffeebrühe nach. Beim Abstellen gleitet ihm die Flasche aus der Hand, sie zerbricht klirrend auf dem Fußboden.

„Oh, wie schade um den schönen Tropfen!" sagt der Maurer Kehrli vom Halbhanget, der als einziger Gast am andern Tische sitzt.

Die Wirtin hat das Geräusch draußen gehört und kommt zurück; sie weiß schon Bescheid. Ohne ein Wort zu sagen räumt sie die Scherben weg; erst beim Auftrocknen der Schnapslache, deren scharfer Dunst den ganzen Raum füllt, vermag sie den Unwillen nicht mehr ganz zu bemeistern, sie sagt, zwar nur ganz bescheiden, wie nebenbei: „Es macht sich nicht gut — vor den Leuten."

„Was wäre der Mensch ohne Geist?" gibt Urech verblasen zurück und setzt dann gleich verdrießlich hinzu: „Ist überhaupt wieder ein rechter Lumpentag heute. Man kommt nicht einmal zu einem Kaffeejaß. Heda, Kehrli — hast du es denn so streng mit Ziegelsteine aufeinanderbeigen? Wollen wir nicht eine Halbe ausjassen?"

Der Angeredete fühlt sich durch die Einladung geehrt. Urech Leu hat ihm früher, als Wehrtanner, trotz der nahen Verwandtschaft, nie die Hand gegeben. „Nun — ein halbes Stündchen kann ich schon riskieren. Der Alte kommt vor zwei Uhr selten auf den Bauplatz." Damit rückt er an den andern Tisch herüber, und der Wirt holt Tafel und Karten.

„Weißt du vielleicht, Kehrli, wie es meinem Stiefbruder auf der Strubegg geht?" fragt er den Maurer, während er gemächlich das Spiel mischt.

„Der kommt nicht mehr zum Schaffen," erwidert Kehrli und steckt sich den ausgegangenen Stummel an. „Den muß es bös in den Schacht hinuntergehauen haben. Ist das aber auch eine Kalberei von einem verständigen Menschen, sich an einem Seil in dieses verfluchte Loch hinabzulassen! Wegen dem gebrochenen Bein, das ginge noch an, aber es hat ihn, wie man hört, auch im Rücken. Wird wohl das Goldsuchen für immer aufstecken müssen. Gestern hat er die Strubegg samt der Glinze mit Liegendem und Fahrendem an den Fryner vom Heiletsboden verkauft."

Urech Leu läßt die Karten aus seiner Hand gleiten.

„Dem Fryner, sagst du — verkauft? . . ."

„Hm — es sind ja keine Kinder da, was will denn der David anderes machen? Der Käufer ist gut, er kann zahlen. Der Hannes hat lang genug auf etwas Passendes lauern müssen." Kehrli will gelassen zur Tagesordnung übergehen: „Wird's bald? Wer gibt das Spiel? Abheben! Zeit ist Geld."

Der Wirt ist noch immer sprachlos, sein aufgedunsenes Gesicht hat sich glühend rot gefärbt. Plötzlich fährt er auf.

„Da will ich beim Donnerhagel auch noch etwas dazu sagen! Gleich an der Stelle rücke ich aus! Es langt noch auf den Zug. Noch heute wird der faule Handel null und nichtig gemacht!"

*

Urech Leu vergießt manchen Schweißtropfen beim Aufstieg auf der steilen Bergstraße. Mit Schrecken nimmt er wahr, wie schlecht es um seine Körperlichkeit bestellt ist. Immer wieder muß er am Straßenbord oder auf einem Wegbänklein ausruhen, weil der Herzschlag plötzlich stocken will. Die widersinnige Lebensführung und das Trinken haben den starken Mann mit den Jahren zermürbt. Das gibt ihm der Berg nun ohne Höflichkeit zu schmecken. „Siehst du jetzt, wo es mit dir hinauswill? Du hast den anderen gemeint, und hast dich selber getroffen. Du bist nicht mehr viel nütze. Deinen Haß fürchtet niemand mehr."

Oberhalb des Steigbrunnens kommt ihm die Frau des Maurers Kehrli mit zwei Kindern entgegen, seine Schwestertochter Ros. Sie hat einen Handwagen mit Leseholz hinter sich; ziemlich weit zurück folgen ihr zwei Kinder, singend, mit Efeukränzchen im Haar. Wie Ros den Oheim erkennt, stellt sie ihr Fuhrwerk quer über die Straße und verliest dem Näherkommenden ohne viel Umstände ein ausgiebiges Sündenregister.

„So — Ihr kommt mir gerade recht! Euch hätt' ich schon lange gerne einmal die Kappe geschliffen! Seitdem Ihr meinen Mann in den Klauen habt, ist er wieder der alte Lump geworden! Ich habe ihn ordentlich zuweg gehabt, wir sind aus dem Bösesten herausgekommen, wir könnten es schön haben, weil die Buben jetzt auch bald entronnen sind. Eure Kneip ist unser Unglück! Ihr lebt von dem, was mein Mann den Kindern heimbringen sollte! Ihr macht, daß er noch wird, wie — —wie Ihr selber geworden seid!"

Die Frau fährt keifend an ihm vorbei, ohne sich nach ihm umzusehen. Urech Leu hat an den sauren Brocken bis zur Gsirsthöhe hinauf zu kauen.

Nun hockt er eingedrückt auf einer Bank. Er sieht sich selber wie in einem Spiegel, und es ist ein sehr klägliches Bild, das er betrachten muß. „Ich will es noch einmal probieren, so kann es nicht mehr gehen," sagt er halblaut zu sich selber und sucht sich etwas Haltung zu geben.

Drüben beim Gsirsthof richtet der Jakob Mehrhart eine Leiter auf, um sie an den Kirschbaum neben dem Hause zu stellen. Ein junger Bursche mäht unten an der Halde im Waldschatten Spätheu; zwei Mädchen werken mit Gabel und Rechen, die Arbeit geht ihnen wie ein Spiel aus der Hand.

Dem gebrochenen Manne auf dem Bänklein kommt das Augenwasser. O du arme, heilige Bauernarbeit! O du Bergluft, wie kannst du mich anrühren mit deiner alten Treue und Liebe! . . .

Der Gedanke an das Tagwerk, das Urech Leu auf dem Berge hat verrichten wollen, ist wie ein Schatten von ihm ferngerückt. An die Stelle der Haßgier ist unerbittlich die Erkenntnis seiner Ohnmacht getreten. Was würde sein Stiefbruder der David zu ihm sagen? „Hast du Geld, — Urech? . . ."

Und nun kommt es plötzlich wie ein Zwang über ihn: er muß die Schritte nach seiner verratenen Heimat hinlenken. Weder links noch rechts sehend geht er am Weidstall vorbei, der auf dem Baugrund des alten Überschynhofes steht. Dem Hause zur Quell weicht er mit einem Umweg dem untern Gehölzrand entlang aus. Nachdem er den Karrweg wieder erreicht hat, bleibt er stehen und blickt nach dem Weidhang hinauf, wo vordem sein Wald gestanden. Das Vieh hat an der steilen Halde mit den Jahren Staffeln aufgetreten; an einigen Stellen sind, weil das bindende Wurzelwerk allmählich vermodert ist, größere und kleinere Erdschlipfe abgerutscht.

Da kommt ein Mann des Weges, der ein paar Rinder vor sich hertreibt. Es ist Felix Wolfer, der Mehlhuu, der nach dem Verkauf des Heiletsbodengutes seine Stelle verlor und nun dem Hirten der Weidgenossenschaft als Helfer dient. Beim Anblick des Wehrtanners kommt ein Giftlein in ihm hoch, er steht vor Urech still und sagt boshaft: „Und er sah an, was er gemacht hatte, und siehe es war nicht gut."

Der Wehrtanner versteht die durchsichtige Anspielung nur zu gut. Er will sich von dem Knechtlein nicht im Bart kratzen lassen, seine Entgegnung hat einen verächtlichen Unterton:

„So — bist du jetzt auch in die große Firma eingetreten? Bist du am Ende gar Oberrindviehaktionär?"

Felix Wolfer bleibt ihm die Antwort keineswegs schuldig. „Ja, der Wolf hat es auf dem Berg länger verlitten als der Leu."

Urech braust ein wenig auf, aber es ist mehr Rauch als Feuer. „Vorläufig ist die Wehrtanne noch mein! Wenn der Leu wieder auf den Berg kommen will, braucht er sich nicht bei einem Knecht und Baumhocker einzumieten."

„Sieh dir nur erst die Höhle an," höhnt der Mehlhuu und geht seinen verlaufenen Tieren nach — —

Urech Leu steht vor der Halbruine seines Vätersitzes. Der Anblick macht ihn starr, so traurig hat er sich die Verwüstung nicht vorgestellt. Die Schneewuchten des vergangenen Winters haben auch den bis dahin noch stehengebliebenen Teil des Schindeldaches eingedrückt. Der obere Teil der Giebelwand hat sich etwas einwärts gesenkt; es mag drinnen nicht mehr ganz geheuer sein. Auf der vom Sturm aufgerissenen Halbtüre des Holzgadens sind mit Rotstift die Worte hingekritzelt:

Dependance zum Lamm in Schönau.

Der Wehrtanner sucht die schwere Türe mit grimmigem Kraftaufwand aus den Angeln zu heben und schleppt sie, nachdem ihm dies gelungen, die Grashalbe hinab bis an deren Absturz. Er stößt sie mit Mühe über die Nagelfluhwand hinaus; sie zerschellt unten krachend an einem Buchenstamme.

Wieder beim Hause angelangt, tritt er, behutsam mit dem Stocke vortastend, durch den Schopf in die Küche hinein.

Durch den breiten Rauchfang fällt von oben Licht herab — das klare Himmelslicht. Teile des zertrümmerten Kamins decken den Herd und liegen auf dem Lehmboden zerstreut umher.

Und nun die tote Stube. Der Kellerladen ist offen, ein schwarzer Wassertümpel grinst durch das viereckige Steigloch herauf. Er muß in diesem Augenblick an seine Kinderzeit denken, wo die Mutter oft in Wintertagen aus diesem dunkeln Loch heraufstieg und ihm von der Holztreppe aus, noch halb im Keller stehend, die Schürze voll rotbackiger Äpfel hinhielt: „Da nimm, Buebli! . . .“

Der grüne Kachelofen hat sich stark gesenkt. Er hat sich von der Feuerwand losgelöst, weil der eichene Stützpfosten im Keller angefault ist. Ein Brett des Fußbodens knarrt und gibt nach — der Eindringling erschrickt und weicht hinter sich tretend hinaus. Er stapft um sein Haus herum, er muß sich noch einmal von dessen Elend überzeugen, und wie es sich, verloren und verachtet, seiner großen Schande schämt. Er muß sich von den blinden Fensterhöhlen anstarren lassen. Dann dreht er sich steif ab, den Kopf wie vor einem drohenden Blitzstrahl eingezogen. Er legt sich auf den Erdboden hin, die Finger in die Grasnarbe verkrallend.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Karwoche und Volksaberglaube.

## Eine kulturgeschichtliche Plauderei.

Weitverbreitet ist noch heute die Ansicht, daß manchen Tagen des Jahres eine besondere Bedeutung zukomme. Diese Meinung beruht vorwiegend auf einem uralten Wahn, der entweder auf dumpfe, unbestimmte Nachklänge aus der Heidenzeit oder auf Personen und Tatsachen der kirchlichen Urgeschichte und auf mancherlei Legenden, sodann auf die mittelalterliche Astrologie, endlich auf die allgemeine Schicksalsidee zurückzuführen ist. Zu einem kleineren Teil gründet sich diese Vorstellung auch auf Beobachtungen, Erfahrungen und Erinnerungen des Landvolkes, die sich auf meteorologische, botanische und zoologische Vorgänge in der Natur beziehen und in ihrem Kern meist etwas Richtiges enthalten, so daß der Kalender des Volksaberglaubens und seine Regeln nur mit gewissen Einschränkungen in das Gebiet abergläubischer Torheiten zu verweisen sind. Das Christentum hat später diese Vorstellungen und Bräuche in weiser Voraussicht nicht etwa mit Stumpf und Stiel ausgerottet, sondern sie nur verwandelt und neu geweiht, indem es ihnen eine neue sinnreiche Deutung verliehen und in die einzelnen Kreise seines Kirchenjahres aufgenommen, oder sie zu Torheiten, Kinderspielen, Fratzen usw. umgestempelt hat, als welche sie nun harmlos neben der neuen Religion und Sitte herlaufen. Ein anderer Teil aber ging doch nicht in dem Wesen und Leben der neuen Ära auf: Eine Menge von Sitten, Vorstellungen und Phantasiebildern blieb als Denkzeichen bestehen, vom Dämmerlicht umflossen oder ganz in die Nacht verwiesen, wirr, unbestimmt, unverstanden und erst spät von der Wissenschaft als das erkannt, was seine teils grauenhafte, teils naiv-läppische Erscheinung einschloß und bedeutete. Der Aberglaube ist also nichts als ein neben dem Christentum und der modernen Kultur hergehender und zum Teil bewußt oder unbewußt verschmolzener Gegenglaube, ein starker Nachhall des urzeitlichen Lebens in der Gegenwart. —

Kaum eine Jahreszeit, mit Ausnahme vielleicht von Weihnachten und Neujahr, ist so reich an charakteristischen zauberhaften Vorstellungen und an ursprüngliche Volksaberglauben wie die Stille- oder Karwoche. Der Gründonnerstag gilt als einer der glücklichsten Tage im ganzen Jahr. Im Odenwald und in der Wetterau sät man an ihm so viel wie möglich, weil dann alles wohl gedeiht. In Norddeutschland sät man am Gründonnerstag besonders gern Leinensamen. In Ostpreußen muß an diesem Tage die älteste Jungfer des Gutes rücklings vom Tisch springen, damit der Flachs recht lang werde. In Holstein schöpft man heilkräftiges Wasser aus Quellen und Brunnen, und am Rhein heißt es, wer am Gründonnerstag fastet, bekommt das ganze Jahr über kein Zahnweh. Nesseln, an diesem Tage gesammelt, sollen den Blitz fernhalten. Am Gründonnerstag gepflückte Kräuter haben große Heilkräfte, an ihm gelegte Eier sind zu vielen Dingen gut: sie bewahren in Hessen vor Feuersnot, wenn man einige davon unter dem Dachgiebel verwahrt, in Schwaben, wenn sie genossen werden, vor Leibschaden (Brüchen); auch verleihen sie dem, der sie bei sich trägt, die Gabe, Verborgenes zu sehen. Stellt man sich mit einem solchen Ei in der Tasche an einen Kreuzweg — natürlich des Nachts — so soll man alle in der Gemeinde vorhandenen Hexen erkennen können. — Die Nacht vom Gründonnerstag auf den Karfreitag soll starke Heilkräfte in sich bergen. In Schwaben reichen die Burschen in dieser Nacht ihren Mädchen Brezeln, die mit bunten Bändern auf Stöcke gereiht sind, zum Fenster herein; nüchtern genossen schützen sie vor dem Fieber. Auch ist diese Karfreitagsnacht für alle möglichen geheimnisvollen Sympathiekuren gerade am geeignetsten. Deshalb treiben jetzt, besonders auf dem Lande, abergläubische Schäfer und weise Frauen ihr zauberisches Wesen. Schwere Erkrankungen, wie Wurm, Krampf, Blutungen, Schwund, können angeblich sicher geheilt werden, wenn man die seltsamen Anweisungen dieser Wunderdoktoren nur recht genau befolgt. Oft handelt es sich um regelrechte Pferdekuren, für die das Honorar in der Regel nicht eben gering ist.

Der nun folgende Karfreitag übertrifft noch an geheimnisvoller und zauberischer Bedeutung den Gründonnerstag. In der Neumark beschneidet man am Karfreitag vor Sonnenaufgang an den Händen und Füßen die Nägel „kreuzweise“, d. h., erst an dem rechten Fuß, dann an der linken Hand, dann am linken Fuß usw., denn das schützt vor Zahnweh. Ferner werden am Karfreitag die Wünschelruten geschnitten, die dem Sonntagskinde den Zugang zu den unterirdischen Bergen mit ihren Schätzen sicher eröffnen. Auch müssen an ihm des Nachts die Schlüssel geschmiedet werden, mit denen man das Reich der Hölle aufschließen und den Teufel bannen kann. Das Eisen muß von einem Beil oder Schwert stammen, mit dem Hinrichtungen vollzogen worden sind, oder auch aus den Nägeln eines verwitterten Sarges bestehen. Ein Sargnagel, am Karfreitag zu einem Fingerring geschmiedet und getragen, soll vor Rheumatismus schützen. — Wenn jemand am Karfreitag einen Meineid leistet, so wächst ihm nach dem Volksglauben die Hand aus dem Grabe als Dornenstrauch. — Am Harz regen sich die verborgenen Schätze oder solche Wertgegenstände, die man früher in Kriegsnot vergraben hatte, und sind dann leicht zu heben. Geht man des Nachts auf einen Kreuzweg, so kann man vom Teufel Geld oder unsichtbar machenden Farnsamen bekommen. Wer am Karfreitag früh nüchtern ein Gänseei verzehrt, schützt sich vor Fieber. — Bekannt ist auch der alte Aberglaube, nach welchem die Sonne am Karfreitag bis Nachmittags um drei Uhr trauert.

Andere Volksmeinungen, die den Karfreitag als einen regelrechten Unglückstag betrachten, sind folgende: Am Karfreitag darf man nichts verbergen, sonst bekommt man es nicht wieder. Auch darf man nichts von der Straße aufheben, denn die Hexen ziehen jetzt in den Lüften umher und lassen allerlei fallen, was dem Menschen Unheil bringt. Nur von den allernächsten Verwandten darf man Geschenke annehmen. — Wer am Karfreitag Wasser trinkt, hat das ganze Jahr über Durst oder wird von Schnaken gestochen. Kälber, die an diesem Tage geworfen werden, kommen nach Meinung der hessischen Bauern nicht auf. Bei Stendal darf man am Karfreitag nicht in den Garten gehen, weil es sonst Raupen gibt. — Auch darf es nicht in das offene Grab des Erlösers regnen, sonst „versengt im Sommer siebenmal der Rasen“, d. h. es tritt eine Dürre ein. In mehreren süddeutschen Gegenden herrscht die Meinung daß man am Karfreitag die Hexen in der Kirche sehen könne, denn „sie müssen bei der Kreuzigung zugegen sein“. Man gewahrt aber nur dann, daß es Hexen sind, wenn man sich eine Salweiden- oder Elsenrute, die in der „Marterstunde“, d. h. früh um drei Uhr, geschnitten ist, kreuzweise um den bloßen Leib gebunden hat. Dann sieht man, wie sie alle verkehrt sitzen und dem Pfarrer den Rücken zugekehrt haben. Die Weiber haben Strohzöpfe, die Männer Strohdegen. Wer sie aber auf diese Weise erkannt hat und sich nicht eilig davon macht, bevor der Pfarrer Amen gesagt hat, der wird von den Hexen unter Beihilfe von Katzen zerkratzt, wohl auch gar umgebracht.

# Der Abenteurer.

Skizze von Ernst Römer.

Man konnte nicht sagen, daß Jonni Spitznees ein ungeratener Sohn gewesen sei. In körperlicher Hinsicht wenigstens traf das Gegenteil zu: Jonni war riesenhaft gewachsen, von gewaltigen Körperkräften und von einer Ausdauer im Schwimmen, die nicht ihresgleichen hatte. Aber gerade diese letztere Eigenschaft war es eben, die seinen Eltern fortwährende Sorgen bereitete und ihm schließlich zum Verhängnis werden sollte.

Jonnis Eltern gehörten zur Familie der Delphine, die im westlichen Nordatlantik ihren Stammsitz und ihre Jagdgründe hatten. Zwei Söhne und eine Tochter bereits waren den Spitznees' von jenen heimtückischen Harpunen dahingerafft, die von den Händen der Segelschiffsleute auf spielende Herden geschleudert zu werden pflegten. Da ließ es sich durchaus verstehen, wenn man Jonni, dem ein unbezähmbarer Wandertrieb innewohnt, voller Besorgnis davor warnte, sich in Gegenden zu verlieren, die den Eltern nicht genau bekannt waren.

Der Ausreißer kehrte eben erst wieder von einer wochenlangen Reise zurück, die ihn bis zur La Plata-Mündung geführt hatte. Von seines ergrimmten Vaters Seitenflossen bekam er das Fell grün und blau gegerbt, die kummervolle Mutter nahm ihm unter Tränen das Versprechen ab, sich nicht mehr aus dem elterlichen Gesichtskreis zu entfernen, so daß Jonni zerknirscht Besserung gelobte.

Bis zum nächsten Mal. Bis sich wieder dieses verteufelte untergründige Ziehen und Jucken in seiner Nasenspitze einstellte (die für alle Delphine übrigens der rechtweisende Kompaß ist) und er sich eines Nachts wieder auf die Socken machte. Diesmal nach Osten. In den Englischen Kanal hinein. Mit seinem herrlich grünen Wasser. Durch die Straße von Dover. Bis seine Nase auf die Elbmündung zu zeigte. Hier sah er die fremdartigsten Dinge.

Gewiß, an manches hatte er sich erst zu gewöhnen. An das Wasser zum Beispiel. Es war hier so trüb, daß er anfangs beinahe an jedem Fisch vorbeischoß. Und Fische gab es bei weitem nicht soviel wie bei ihm zu Haus. Auch die Familie Tümmler war zunächst von eisiger Zurückhaltung. Man versuchte keine Händel mit ihm anzufangen, wie unten am La Plata, man ließ ihn einfach links liegen. Das stak wohl so in der nordischen Art. Doch schließlich wurden und blieben sie die besten Freunde. Es waren fixe Kerle, diese Tümmler; bedeutend kleiner als er, aber wendig und schnell, und was das Jagen anbelangte, so konnte er eine ganze Menge von ihnen lernen.

Ja, wenn er nur immer auf sie gehört hätte!

Da war er eines Tages ein gutes Stück elbeaufwärts geschwommen. Bis nach Brunsbüttel hin: Die Elbe buchtete hier zu einer sehr merkwürdigen Enge ein. So etwas hatte er noch nie gesehen. Gerade wurde ein Tor aufgeschoben und ein Schiff herausgelassen. Dann ging das Tor von selbst wieder zu.

Was das denn wäre, fragte er seine neuen Kameraden nach der Rückkehr. Ob man da nicht mal hinein könnte. Er möchte gern alles mitnehmen, wenn er schon mal hier wäre.

„Du bist wohl des Deuwels?" riefen die Tümmler im Chor. „Das ist doch eine Schleuse!"

„Na und? Was ist denn dabei? Da muß doch Wasser genug sein. Sonst könnten die Schiffe nicht aufschwimmen."

Die von der Wasserkante stießen sich gegenseitig in die Rippen. Einer sagte: „Denn man to! Dahinter kommt doch der Kanal, du Döskopp. Am anderen Ende ist wieder eine Schleuse. Dann sitzt du in der Sackgasse. Und dich mit deinem langen Leib kriegen sie ja gleich in Sicht."

Wo der Kanal denn hinginge, wollte er wissen.

„In die Ostsee, du Kiekindiewelt. Aber so weit kommst du ja gar nicht."

Aber Jonni, der Unselige, ließ seine Flossen nicht davon weg. Sein Kribbeln in der Nasenspitze zog ihn bei der nächsten Gelegenheit in die Schleuse hinein . . .

Nach zwei Tagen schon waren hier oben die Zeitungen voll davon: ein riesengroßer Fisch sei im Kanal gesehen worden. Ein Tümmler könnte es nicht sein, dafür sei er viel zu groß. Bald stände er vor Holtenau, bald vor Brunsbüttelkoog. Unter den ansässigen Fischern herrschte große Aufregung, weil das Tier unter den Fischbeständen wütete.

Ein Delphin etwa? Im Kaiser-Wilhelm-Kanal? Das hielt ich für ausgeschlossen. Das läßt ja der Instinkt dieser Tiere gar nicht zu.

Doch die Neugierde trieb mich zum Kanal hin. Und ich sah mit meinen Augen: über die blanke Wasserfläche turnte ein Riesendelphin hin. So groß, wie er mir auf meinen Seereisen niemals zu Gesicht gekommen war. Auf und nieder, auf und nieder stampfte sein runder Speckrücken, wie ein Besessener tobte er durch den Frieden der holsteinischen Landschaft. „Doar is he wedder!" schrien die Jungen am Ufer und sprangen vor Erlebniseifer durcheinander.

Es war Jonni. Er hatte seinen Verstand verloren.

. . . Seit gestern liegt er nun im Gasthof zum goldenen Anker ausgestellt. Zwanzig Pfennige Eintrittsgeld. Ein biederer Fischer steht an der Tür und sammelt die reichlich eingehenden Groschen in seiner schwieligen Hand. Ein gutes Geschäft.

Über drei Tische reicht Jonni hinweg. Auf der Seite liegt er, damit man genau die Wunde sehen kann, die ihm den Tod gab. Oben drauf die Harpune, krumm gebogen. Daneben hat sich ein Fischer aufgebaut, wie Siegfried, der Lindwurmtöter, und gibt willig Auskunft, ja, es wäre ein schweres Stück Arbeit gewesen. Vier Stunden hätten sie gebraucht, mit drei Booten. Jawoll, morgen solle er ins Museum.

Das ist die Geschichte von Jonni Spitznees, der an seinem Wandertrieb starb.

---

## Weichsellied.

Mel.: Ein Sträußel am Hute.*

1. Ich grüß dich von Herzen, du liebliche Maid,
du sitzt an der Weichsel im schwarzbraunen Kleid,
ein saftgrünes Mieder, blondwallendes Haar,
rotbäckiges Antlitz, Blauäugeleinpaar.

2. Das Kleid ist die Heide, im Walde das Reh,
das Mieder die Wiese, das Äuglein der See,
das Antlitz der Garten, voll Äpfelein rot,
das Blondhaar das Ährenfeld, duftend nach Brot.

3. So grüß ich dich, Heimat, du liebliche Maid,
bist tausendmal schöner noch als wie dein Kleid,
und deutsch ist mein Singen, so treu wie dein Herz,
wir halten zusammen in Freude und Schmerz.

*) Neuvertonung von Paul Sturm.




### Der Fakir rettet eine Ehe.

Man tut zuweilen gut, den Nimbus, der das Haupt der Fakire umgibt, mit einer gesunden Dosis Skepsis zu betrachten. Aber sie gemeinhin als Schwindler zu bezeichnen, geht doch wohl nicht an. Einer von ihnen hat sogar kürzlich — allerdings ohne es eigentlich beabsichtigt zu haben — eine gute Tat vollbracht, über die ganz Paris des Lobes voll ist. Zu ihm kam nämlich eines Tages eine vornehme Frau, die von ihrem Manne verlassen worden war. Der um Hilfe angeflehte Araber hatte alsbald ein Mittel bei der Hand. Die Dame solle in der nächsten Neumondnacht und in den folgenden zwölf Nächten je einen der Zauberbriefe, die ihr der Magier aushändigte, bei blauflammendem Feuer verbrennen und den Namen ihres Mannes dabei aussprechen, bis die Glut erloschen sei. Das tat die Frau denn auch tatsächlich fünfmal. Dann aber wurde sie auf Veranlassung der Nachbarn festgenommen und verhört. Man hielt sie nämlich für geistesgestört, mußte sich jedoch von der Unrichtigkeit dieser Annahme überzeugen und nahm nun den Araber beim Kragen, weil er sich für seinen Rat 400 Franken hatte zahlen lassen. Zufällig hörte der treulose Ehemann von dieser Gerichtsverhandlung, und er wurde von der Liebe seiner Frau so gerührt, daß er reumütig zu ihr zurückkehrte. Der Fakir hatte die Ehe gerettet. Natürlich ist er nun ein gemachter Mann.

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.